

Heimat süßsauer

Chinesen in Österreich. 15.000 Chinesen leben offiziell in Österreich, die Dunkelziffer beläuft sich beinahe auf das Doppelte. Besuch in einer Parallelgesellschaft, die jenseits der öffentlichen Wahrnehmung lebt. Text: Laura Bronner und Gunther Müller, Fotos: Philipp Horak

Besonders einladend sieht sie nicht aus, die Karaoke-Bar HH Happy. Der schlecht beleuchtete Stiegenabgang führt in ein enges Kellergeschoß, in dem sieben Sitznischen verteilt sind. Es sind fast ausschließlich junge Chinesen hier, die meisten zwischen 17 und 30. Gleich links sitzen drei Mädchen. Sie sind geschminkt, tragen Minirock, trinken Bier und rauchen. Gemeinsam singen sie einen Klassiker der verstorbenen Hongkong-Chinesin Anita Mui, die wegen ihres Images als „Bad Girl“ und ihren vielen Stilwechsellern als asiatische Antwort auf Madonna galt. Den Männern an den Nebentischen, die auf ihren Auftritt warten, schenken sie kaum Beachtung. „Ansprechen? Nein, Jungs lernen wir eigentlich nur über Bekannte kennen“, sagt eine. „Wir sind zum Singen hier.“

In China boomt die ursprünglich aus Japan stammende Freizeitbeschäftigung Karaoke schon seit Jahren. Karaoke-Bars sind in weiten Teilen sogar beliebter als Diskotheken. In der österreichischen China-Community ist das nicht anders. „Chinesen, die nach Österreich kommen und kein Deutsch sprechen, kommen zu uns. Es ist wie ein Ausflug in die Heimat“, erzählt der Geschäftsführer der HH Happy-Bar in Wien-Neubau.

Knapp 15.000 Chinesen leben laut Statistik Austria derzeit offiziell in Österreich. Die Dunkelziffer wird von Migrationsexperten aber bei Weitem höher geschätzt. „Es sind bis zu 25.000“, meint Kim Kwok vom sinologischen Institut in Wien. Gan Wang, der in der Kettenbrückengasse ein chinesisches Buchgeschäft führt und die chinesische Zeitung „Europe Weekly“ her-

ausgibt, schätzt die Zahl sogar auf 30.000. Und doch sind Chinesen in Österreich ein unsichtbares Volk, das leise und unbemerkt in seiner eigenen Parallelwelt lebt.

Anders als in anderen europäischen Großstädten wie Mailand, London oder Amsterdam gibt es in Wien kein Chinatown. „Das Untertauchen für illegal eingewanderte Chinesen wird durch das nicht vorhandene Chinesen-Viertel schwierig“, sagt Oberst Gerald Tatzgern, Leiter der Zentralstelle zur Bekämpfung von Schlepperei, illegaler Migration und Menschenhandel des Bundeskriminalamts. Durchschnittlich werden jährlich 500 bis 700 illegal ins Land gebrachte Chinesen aufgegriffen. In Österreich leben viele unter falschem Namen und arbeiten großteils in einem der landesweit 800 Restaurants.

Chinesen, so das Klischee, gelten von ihrem Wesen her als unaufdringlich und introvertiert. „Das stimmt schon: Wir sind zurückhaltend, in uns gekehrt, schüchtern“, sagt Chen Yangbing, ein 22-jähriger Betriebswirtschaftsstudent, über das Vorurteil des geheimnisvollen, unnahbaren Chinesen. „Auffallen und Lautsein liegt nicht in unserer Natur.“

Das ist vielleicht auch ein Grund dafür, warum die Österreicher ihnen, im Gegensatz zu anderen Einwanderern, generell freundlich gesinnt sind. „Durch die buddhistische Tradition sind die Chinesen nicht so religiös geprägt, als dass das der Integration abträglich sein könnte“, erklärt Gerd Kaminski, ehemaliger Leiter des Ludwig

Boltzmann Instituts für China- und Ostasienforschung.

Die Eltern des Betriebswirtschaftsstudenten Chen Yangbing sind 2001 aus der ärmlichen Region Liaoning im Osten Chinas nach Österreich gekommen, um sich hier eine neue Existenz aufzubauen. Sie haben in Graz ein China-Restaurant aufgemacht und ihren Sohn vor vier Jahren nach Österreich geholt. „Bis auf mit ein paar Österreichern habe ich außerhalb der chinesischen Community eher schlechte Erfahrungen gemacht. Chinesen suchen Chinesen, das ist eigentlich immer so“, sagt Chen.

Hühnerfüße. Wer ihn auf seinen Streifzügen durch Treffpunkte der chinesischen Community begleitet, landet an skurrilen Orten, die den meisten Österreichern verborgen bleiben. Das China-Restaurant Happy Buddha am Mariahilfer Gürtel ist einer davon. Dort sammeln sich Chinesen, die weder Frühlingsrolle noch Schweinefleisch süßsauer essen wollen, sondern traditionelle Spezialitäten wie Hühnerfüße und Haifischflossen.

Sonntagmorgen ist Chen, der groß gewachsene, schlaksige junge Mann mit dem struppigen Haarschnitt, meistens im 15. Bezirk in der chinesisch-evangelikalen Gemeinde, die hier ihren allwöchentlichen Gottesdienst begeht. Von den 300 Millionen gläubigen Chinesen sind die meisten Buddhisten. Doch das Reich der Mitte erlebt derzeit einen Run auf die christlichen Gotteshäuser. Rund fünf Prozent der 1,3 Milliarden ▶

„Der Generationensprung ist enorm – die Eltern haben keine Matura, die Kinder bereits einen Universitätsabschluss“
Sinologe Richard Trapp

Karaoke-Boom Junge Chinesen gehen auch in Österreich lieber singen als in die Disko tanzen

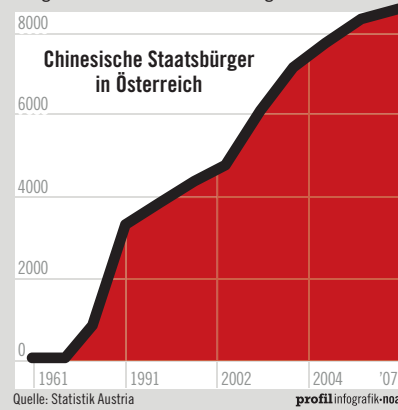


gesellschaft

Chinesen bekennen sich bereits zum Christentum. Messen werden allerdings größtenteils in illegalen Halbkreisen abgehalten, weil sich die KP-Führung durch Christen bedroht fühlt. „Viele treten in Europa dem Christentum bei, aber das hat auch damit zu tun, dass sie einen Teil des westlichen Lebensgefühls annehmen wollen“, sagt einer der knapp hundert Teilnehmer, die sich nach und nach in einem länglichen Saal versammeln und einander begrüßen. Es ist ein repräsentativer Querschnitt von Wiens Chinesen: Ältere Herren in billigen Anzügen, Mädchen mit Diesel-Jeans und roten Strähnen in den Haaren, Jungväter, Handelstreibende in Lackschuhen. Sie schnappen sich zuerst eine chinesi-

Chinesische Immigranten

Erst in den achtziger Jahren hat die Zuwanderung nach Österreich stärker zugenommen.



sche Bibel aus dem Bücherregal, um dann lautstark chinesische Kirchenlieder mitzusingen und zu beten. Manche jungen Mütter warten mit ihren Kindern im Vorraum, wo ein paar Spielzeuge auf dem Boden liegen.

BWL-Student Chen Yangbing „Außerhalb der chinesischen Community habe ich eher schlechte Erfahrungen gemacht“



„Ich bin, wie viele in meinem Alter, nicht gläubig. Ich komme zur Messe, um alte Freunde zu treffen und neue kennen zu lernen“, sagt Chen und winkt dem verschlafenen wirkenden Burschen im gestreiften T-Shirt, der gerade eingetrudelt ist. Nach dem Gottesdienst wird bei Tee und Kuchen geplaudert: über Urlaube in die Heimat, neue Arbeitsstellen und das Befinden von Bekannten. Pastor Luke Chu erzählt, dass er ursprünglich aus Taiwan kommt und vor 45 Jahren nach San Francisco ausgewandert ist. In Wien ist er seit Juni 2006, weil die evangelikale Gemeinde einen chinesischen Pastor brauchte. Chu spricht sehr gut Englisch, Deutsch kann er aber nicht. „So wie die meisten älteren Chinesen in Wien finde ich die Sprache extrem schwer. Allerdings hat man, wenn man wie die meisten den ganzen Tag im Restaurant ist und arbeitet, auch nicht wirklich die Möglichkeit, Deutsch zu lernen.“

Basketball. Dass Chinesen in Österreich in den vergangenen Jahrzehnten eine Parallelgesellschaft aufgebaut haben, stimmt für Gerhard Nimführ, Geschäftsführer des Chinesisch-Österreichischen Freundschaftsforums, aber nur zum Teil. „Natürlich bleiben Chinesen tendenziell unter sich. Da gibt es keine echte Notwendigkeit, Deutsch zu lernen. Andererseits unterscheiden sie sich doch von anderen abgeschoteten Einwanderern, weil sie die Vorteile Österreichs zu schätzen wissen und gerne hier leben.“

Richard Trappl, stellvertretender Vorstand des Instituts für Ostasienforschung, sieht das ähnlich: „Eine chinesische Parallelgesellschaft gibt es nicht in dem Ausmaß wie bei anderen ethnischen Gruppen. Dadurch, dass die meisten Chinesen in Restaurants oder Handelsgesellschaften arbeiten, ist Kontakt zu Österreichern unumgänglich.“

Es ist zwei Uhr Nachmittag. Wie jeden Mittwoch hat sich Chen mit seinen Kumpels zum Basketballspielen in einer Sporthalle unweit des Praterstadions verabredet. Basketballspielen ist neben Fußball die beliebteste Sportart in China. Das sieht man den Jungs auch an. Alle haben sie weite Sportshirts und teure, blitzsaubere Markenbasketballschuhe an. Die meisten seiner Freunde studieren und arbeiten nebenbei in Restaurants bei Verwandten. „Die leben oft schon länger hier, du nimmst Kontakt auf, sie helfen dir, geben dir einen Job, du hilfst dafür dann wieder anderen. Das klappt ganz gut bei uns Chinesen“, sagt einer der jungen Männer. Die Vorstellung, dass es für ihre Eltern wichtig sei, dass sie nur Chinesinnen heiraten, bezeichnen sie als Unsinn. Chung, ein Saxofonstudent an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien, ist seit ein paar Monaten mit einer Österreicherin zusammen. „Das ist für meine Eltern kein Problem, und ich weiß, dass es auch bei all meinen Freunden so ist.“ Hinter dem Basketballfeld sitzt Zhou Yan, ein 21-jähriges Mädchen mit weißer Bluse und schwarzem Tellerrock. Sie ist die Freundin von Dong Dong, einem der Spieler, und lächelt ihm zu, wenn er einen Korb wirft. „Natürlich kann ich mir meinen Freund aussuchen“, sagt sie verlegen und wendet den Blick ab.

Dating-Kultur. Liebesbeziehungen sind in China kompliziert. Traditionell hat der Mann den Hof zu machen, das Mädchen übt sich in Zurückhaltung; so kann es auch bei beidseitigem Interesse Monate dauern, bis eine Beziehung zustande kommt. „Prinzipiell sind Chinesen etwas konservativer als Österreicher. Aber sie passen sich der westlichen Dating-Kultur immer mehr an“, meint China-Experte Gerhard Nimführ, der selbst mit einer Chinesin verheiratet ist. „Dass die Jugendlichen darauf Wert legen, bis zur Ehe unberührt zu bleiben, kommt so gut wie nie vor.“

Zhou Yan stammt aus Shanghai und lebt seit drei Jahren in Österreich. Sie gehört zur neuen Mittelklasse, die sich in China in den letzten Jahren etabliert hat. Zhou ist, wie immer mehr junge Chinesen, von ihren Eltern nach Europa geschickt worden. Hier soll sie studieren, damit sie später einen Wettbewerbsvorteil am chinesischen Arbeitsmarkt hat. Nach wie vor kom- ►



Shanghai-Chinesin Zhou Yan „Natürlich kann ich mir meinen Freund aussuchen“



Supermarktbesitzerin Lin Li „Es wäre schade, wenn meine Kinder ihre Wurzeln verlieren“



Nationalsport Jeden Mittwoch treffen sich junge Chinesen zum Basketballspielen

men aber die meisten in Österreich lebenden Chinesen aus der ärmlichen Küstenprovinz Zhejiang im Osten des Landes.

In den achtziger Jahren sind sie ausgewandert und haben sich mit Restaurants oder Handelsgesellschaften eine neue Existenz aufgebaut. Investiert wird vor allem in eines: die Bildung der Kinder. Bemerkenswert ist, dass viele der hier aufgewachsenen chinesischen Studenten aus Familien mit einem sehr niedrigen Bildungsniveau kommen. „Da ist der Generationensprung enorm – die Eltern haben zum Teil nicht einmal Matura, die Kinder einen Universitätsabschluss“, erklärt der Sinologe Richard Trapp, der das Konfuzius-Institut an der Universität Wien leitet.

Heimweh. Lin Li, eine 35-jährige Mutter, hat für ihre Kinder bereits große Pläne. Sie betreibt einen Asia-Supermarkt an der Rechten Wienzeile, der mit bunt eingepackten chinesischen, koreanischen und japanischen Produkten bis zur Decke gefüllt ist. Lycheesaft, Calpico und andere Getränke stehen gegenüber der Kasse, in der Kühltruhe lagern neben Fisch- und Fleischfilets auch Hühnerfüße. Der Supermarkt ist in der Nähe der Kettenbrückengasse, die mit Restaurants, Supermärkten, China-Bookshops und sogar einem eigenen chinesischen Friseur das Zentrum der chinesischen Community in Wien bildet. Hier werden auch die drei chinesischen Zeitungen für die österreichische China-Gemeinde hergestellt: „Europe Huaxinbao Newspaper“ sowie die Wochenschriften

„China Weekly“ und „European Weekly“. Die Blätter, die über Österreichs Innenpolitik und die Vorkommnisse in Österreichs „Little China“ berichten, liegen in Lins Sino-Markt neben der Kasse auf.

Lin Lis Kinder, vier und sechs Jahre alt, spielen gerade zwischen den Regalen Fangen. Sie sind bilingual aufgewachsen, die Ältere besucht eine österreichische

Volksschule. In einer Stunde werden sie in die Geigenstunde und später in die chinesische Sprachschule gebracht. „Nach der Uni schicke ich sie nach China, zumindest ein, zwei Jahre“, so Lin, die in dem Trubel nur schwer Zeit zum Reden findet. „Sie sollen ihre Heimat kennen lernen, ihr Chinesisch verbessern. Was sie danach machen, ist ihnen überlassen; es wäre aber schade, wenn sie ihre Wurzeln vergessen.“ Auch der BWL-Student Chen möchte, wie die meisten seiner Freunde, nach der Uni zurück in die Heimat. „Wir fühlen uns hier schon etwas einsam“, sagt er.

Ganz egal, ob sie nun in China-Restaurants, IT-Firmen oder Reisegesellschaften arbeiten oder Wirtschaft oder Musik studieren – nach der Arbeit kommen dutzende Chinesen ins Pokerworld, ein schummriges, verrauchtetes, kleines Casino im dritten Wiener Gemeindebezirk. Bei durchgehend servierter, traditioneller chinesischer Küche wird auf 150 Quadratmetern mitten im Industriegebiet bei Erdberg Poker oder Mah-Jongg, die chinesische Antwort auf Schach, gespielt. „Viele Besucher kommen jeden Tag hierher“, sagt eine junge chinesische Kellnerin. „Sie spielen zum Teil um bis zu 10.000 Euro.“ Die Stimmung ist an diesem Dienstag heiter und ausgelassen. Die Spielleidenschaft der Chinesen ist leicht zu erklären. Der Mann, der gerade an der Bar eine Pause macht, meint lachend: „In China ist das noch immer verboten. Hier in Österreich können wir eine Freiheit genießen, die es in unserer Heimat einfach nicht gibt.“ ■

Illegale Einwanderung

Teufelskreis

So werden Chinesen nach Österreich und Europa „geschleppt“.

Österreich ist kein erklärtes Zielland für chinesische Schlepper“, sagt Oberst Gerald Tatzgern, Leiter der Zentralstelle zur Bekämpfung von Schlepperei, illegaler Migration und Menschenhandel. Durchschnittlich werden jährlich 500 bis 700 illegal ins Land gebrachte Chinesen aufgegriffen. Im Gegensatz zu Städten wie Mailand gibt es in Wien kein Chinatown, was das Untertauchen für geschleppte Chinesen schwierig macht. Die meisten, die über Schlepperbanden nach Österreich kommen, sind nur auf der Durchreise und eigentlich auf dem Weg nach Italien oder Spanien, die dank Legalisierungsmaßnahmen attraktive Zielländer sind. „Nur ein paar hundert bleiben länger in Österreich“, meint Tatzgern. Durchschnittlich kostet eine Schleppung aus China nach Österreich an die 10.000 bis 15.000 Euro pro Person und kann sich über Monate ziehen. Je schneller man im Zielland sein will, desto höher wird der Preis; am schnellsten geht es, indem man über Beamtenbestechung ein Visum kauft, was jedoch für die meisten Chinesen unerschwinglich ist. „Oft müssen sich die Menschen verschulden, um überhaupt die 10.000 Euro aufzubringen. Die Schlepper können dann verlangen, dass der Betrag unterwegs abgearbeitet wird – wobei sie im schlimmsten Fall darauf achten, dass die Schulden nie ganz abbezahlt werden“, erklärt Tatzgern. „So entsteht ein Teufelskreis, der sich über Jahre ziehen kann.“